

1 Paris, März 1314, Judeninsel

Die zahlreichen Grauabstufungen des Himmels wurden durch die fast glatte Oberfläche des Wassers zu einem einzigen tiefgrauen Ton reflektiert. Wie eine ruhige Ader floss die Seine mit gleichbleibender Geschwindigkeit durch Paris - ein stetiger Strom der Zeit, unbeeindruckt vom pulsierenden Leben an ihren Ufern.

Ein fauliger Geruch lag über der Stadt, verursacht durch Abfälle, die sich in den Ufernischen und kleinen Buchten verfangen hatten - ein penetranter Gestank, den der Wind nicht fortzutragen vermochte.

Kaum ein Sonnenstrahl konnte sich durch die dichten Wolkengebilde kämpfen und ein diffus drückendes Licht ließ die Konturen der nah aneinander gedrängten Menschen zu einem großen Körper verschwimmen.

Unzählige hatten sich an den naheliegenden Ufern des Flusses postiert, im ständigen Kampf um die besten Plätze, damit sie das bevorstehende Spektakel hautnah miterleben konnten. Es war, als sei die ganze Stadt auf den Beinen: Gassenjungen, die sich geschickt durch die Menge schlängelten, Bettler in schmutziger und zerlumpter Kleidung, daneben Bürger, die mit ihrer gesamten Familie hergekommen waren. Frauen, die ihre Kinder in einem Tuch vor der Brust trugen, und Straßenverkäufer mit einem Korb voller Waren vor dem Bauch. Taschendiebe erhofften sich heute ein lukratives Geschäft, ebenso die zahlreichen Fährleute mit ihren schäbigen kleinen Booten, die nach Bezahlung eines beträchtlichen Obolus Menschen auf die kleine und ohnehin schon völlig überfüllte Insel hinüberruderten.

Unzählige Juden hatten hier in den Feuern des Hasses bereits ihr Leben lassen müssen, so wurde sie irgendwann nur noch „Judeninsel“ genannt - ein versumpftes Fleckchen Land in einer Gruppe weiterer kleiner Inseln, umspült vom unablässigen Strom

der Seine - direkt gegenüber dem Königspalast und dem königlichen Garten am Rande der Cité.

An diesem Tag hatte sich fast ganz Paris eingefunden, um eine außergewöhnliche Hinrichtung zu erleben. Ein riesiger Scheiterhaufen war in der Mitte der kleinen Insel aufgetürmt. Wachen standen überall an den Ufern, den Brücken und auf der Insel, gut bewaffnet und mit Harnisch, als befürchte man Unruhen bei dem bevorstehenden Spektakel. Eine ältere Frau fiel vom befestigten Ufer in die Seine - zum Gespött der Schaulustigen, die das verzweifelte Rudern ihrer Arme mit höhnischem Gelächter kommentierten. Offenbar konnte die Frau nicht schwimmen, denn sie befand sich mehr unter dem Wasser als darüber. Doch keiner der Umstehenden machte sich die Mühe, ihr zur Hilfe zu kommen. Die Seine trug sie ruhig mit sich fort, bis sie sich ein Stück weiter an einigen sich ihr entgegengestreckten Armen festhalten konnte, welche sie zurück ans rettende Ufer zogen. Dort blieb sie erschöpft und hustend am Boden liegen und wurde schnell wieder von der sie umgebenden Menge verschluckt.

Ein dumpfer, bedrohlicher Klang - kaum mehr als eine Ahnung - war zunächst eher zu spüren als zu hören. Dieser gleichmäßige Rhythmus nahm stetig in seiner Eindringlichkeit zu, so dass allmählich Ruhe in das Jahrmarktähnliche Treiben an der Seine einkehrte, bis endlich die gesamte Menge in schweigender Erwartung verharrte. Wie die drohenden Schritte einer näher kommenden, unsichtbaren und riesenhaften Kreatur erhoben sich jetzt dumpfe Trommelschläge, welche die Verurteilten auf ihrem letzten Weg begleiteten.

Das Boot kam vom entfernten Ufer nahe des Königspalastes. Im Bug stand ein Mönch und hielt ein großes hölzernes Kreuz in beiden Händen - wie ein Mahnmal des göttlichen Willens.

Dahinter befanden sich Personen, die von weitem nicht eindeutig zu erkennen waren. Lediglich die beiden Menschen in den grauen Umhängen fielen nicht nur wegen ihrer Kleidung innerhalb der Gruppe auf. Etwas strahlte von ihnen aus, das

kaum fassbar war und sich auch über weite Distanz auf die Menge übertrug.

Langsam glitt das Boot mit dem kleinen Ensemble von Statuen in Richtung Judeninsel.

Die gesamte Menge schien versteinert und folgte nur mit den Augen der Bewegung des Bootes. Alles stand für einen Moment still, was der Szenerie eine gespenstische Note verlieh, die sich durch die stereotype Apathie der Trommelschläge noch intensivierte. Das Licht wurde immer schwächer, da die ohnehin schon hinter dicken Wolkenschleiern verborgene Sonne nun langsam unterging.

An der Insel angekommen, schien die Gruppe wieder lebendig zu werden: Die beiden grau bekleideten und gefesselten Männer wurden aus dem Boot gestoßen und grob weitergeschubst. Ihre Gesichtszüge waren nun detaillierter zu erkennen. Beide trugen Bärte, welche die Kinnpartie vollständig bedeckten. Sie strahlten trotz deutlich erkennbarer Spuren jahrelanger Entbehrung, der Folter und des Kerkers eine ungewöhnliche Gelassenheit und Ruhe aus.

Der Scheiterhaufen war in aller Eile am Nachmittag desselben Tages errichtet worden, aber die erfahrenen Henkersknechte verstanden ihr Handwerk und hatten den aus Holzscheiten aufgetürmten Haufen an einigen Stellen mit Stroh und Reisig versehen - ein wohldosiertes und sich nicht zu schnell verbreitendes Feuer sollte auf diese Weise die Qual der Verurteilten verlängern.

Beide Männer wurden von den Henkersknechten über eine kleine Treppe auf den Scheiterhaufen geführt, aus dem genau in der Mitte ein massiver Holzpfehl Richtung Himmel ragte. Nachdem man den Verurteilten die Fesseln gelöst und sie recht ruppig mit wenigen Handgriffen ihrer Umhänge entledigt hatte, standen sie fast nackt in langen weißen Büßerhemden am Holzpfehl. Ein Henker ergriff die vorbereiteten feuchten Stricke, schnürte sie den beiden Männern um die Hüften und zog sie dann mit der Brutalität eines Schlächters fest um Beine und Brust, so dass

die Körper hart gegen den Pfahl gedrückt wurden. Ein anderer Knecht zog von hinten den Strick um ihre Hände, als einer der Verurteilten seine Stimme erhob - nicht laut, aber dennoch von unerschütterlicher Selbstsicherheit getragen und klar vernehmbar für alle Umstehenden:

„Ihr Herren, so lasst mich im Angesicht des Allmächtigen wenigstens meine Hände falten, auf dass ich Gott mein Gebet darbringen kann!“

Einen Moment lang zögerte der Henker unschlüssig und schaute hilfeschend zum Inquisitor hinüber. Dann zog er die Hände des Verurteilten nach vorn und band sie gefaltet vor seiner Brust zusammen.

Und wieder erhob der Betende seine Stimme, diesmal energischer, von einer apodiktischen Gewissheit erfüllt:

„Nun ist für mich der Augenblick gekommen zu sterben. Aber Gott weiß, dass dies zu Unrecht geschieht. Und Gott weiß, wer dieses Unrecht zu verantworten hat! Er ist mein Zeuge. So wahr ich hier stehe, verfluche ich die, die uns vernichtet haben, die sich selbstgerecht zu Richtern aufspielen und in Gottes Namen den Tod über die Welt bringen. Denn sie werden bald vor dem Thron unseres höchsten Richters stehen!“

Die Stimmung hatte nun gespenstische Züge angenommen. Kaum jemand wagte zu reden, mancher kaum zu atmen. Die eigentümliche Stille wurde nur von den fernen Stimmen der Gaukler, Händler und Menschen um Notre Dame durchbrochen - fremdartige Geräusche aus einer weit entfernten, lebendigen Welt.

Der Wind hatte sich für einen Moment gelegt und der Himmel drückte schwer alles Leben zwischen sich und der Erde zu Boden, so dass kaum Luft zum Atmen blieb.

Am Fenster des Balkons im nahen Königspalast war eine Gestalt auszumachen, nur ihre dunklen Umrisse konnte man von hier unten erkennen. Reglos und starr betrachtete sie aus der Ferne die gesamte Szene von oben, gleich einem Richter als Vollstrecker des göttlichen Willens.

Nachdem der Hauptmann ein Zeichen gegeben hatte, trat einer der Henkersknechte mit einer brennenden Fackel in der Hand an den gewaltigen Scheiterhaufen heran und entzündete ihn an zwei Stellen. Schnell fing das Stroh Feuer und bald danach das umliegende Reisig.

Der Wind trug den Rauch unbarmherzig in die Menge, sodass keiner der Verurteilten die Gnade eines schnellen Erstickungstodes oder einer vorzeitigen Bewusstlosigkeit erhoffen durfte. Kaum jemand wagte sich vorzustellen, welche Leiden die Hingerichteten nun durchmachten: das Gefühl, wenn die Haut langsam inmitten der Hitze zu kochen begann, obwohl die Flammen den Körper noch gar nicht erreicht hatten. Als brenne das Fleisch auf den Knochen bereits, während man wusste, dass das Schlimmste noch gar nicht begonnen hatte. Unvorstellbare Qualen zu erdulden und jede einzelne Sekunde wie eine Ewigkeit in der Hölle auszuhalten - in der Gewissheit, dass ihnen eine vorzeitige Erlösung versagt bleiben würde.

Der Betende öffnete die Augen und schaute mit gefalteten Händen hinüber zu Notre Dame, die ihm in diesem Augenblick Trost zu spenden schien. Kein einziger Laut des Schmerzes kam über die Lippen der Männer. Alle Augenpaare waren auf das Feuer gerichtet, auf die Flammen, die nun langsam an den beiden Körpern zu nagen begannen und sich in den Augen aller Zuschauer spiegelten. Sie brannten sich nicht nur in das Fleisch der Verurteilten, sondern auch in die Seelen aller anwesenden Menschen ein.

Durch den Wind angefacht, schlug das Feuer schneller nach oben, als von den Henkersknechten erwartet. Beide Körper standen plötzlich in Flammen, man sah nur noch die Köpfe der Beiden hinter einer gleißenden Feuerwand verschwommen flackernd durchscheinen. Ein beißender Geruch von verbranntem Fleisch erfüllte die Luft.

Alle atmeten sie diesen Geruch ein, nahmen ihn tief mit der Luft in sich auf, nach Sauerstoff ringend. Viele begannen zu

husten, andere übergaben sich wegen des unentrinnbaren Gestanks.

Das Feuer hatte inzwischen seine größte Kraft erreicht. Der gesamte Holzstoß war nun ein einziges Flammenmeer, das den Rauch unaufhörlich in den Himmel trieb. Durch einzelne Windböen gelenkt, leckte das Feuer auch nach den Umstehenden, als wolle es sie ebenfalls verschlingen. Der Scheiterhaufen wuchs zu einer riesigen Feuersäule. Hellgelb verzehrten die Flammen alles in ihrem leuchtenden Kegel, vernichteten jegliche Materie - eine unbändige und unkontrollierbare Macht, um das Böse aus der Welt zu tilgen. Das Leben war längst aus den beiden Männern gewichen. Durch das wabernde Feuer sah man die Gestalt des Betenden schwarz inmitten eines leuchtenden Flammenmeeres hindurchscheinen. Und plötzlich, als ob sein Geist noch einmal zur Mahnung in diese Welt zurückkehre, richtete sich sein Körper gespenstisch ein letztes Mal am brennenden Pfahl auf. Schreie der Angst breiteten sich in der Menge aus. Viele bekreuzigten sich hastig und wichen zurück, um sich gegen das letzte Aufbäumen des Teufels und das durch das Feuer entfesselte Böse zu schützen.

Die Lohe wandelte sich von leuchtendem Gelb in ein warmes Orange und Rot und schien in ihrer Unbändigkeit gezähmt zu sein. Je weiter die Flammen herunterbrannten, desto deutlicher schälten sich die mittlerweile bizarr verzerrten, verbrannten Menschenkörper aus der flackernden Hitze. In tiefem Schwarz waren ihre verkohlten Umrisse kaum noch als menschlich erkennbar.

Die ineinander verschmolzene Menschenmasse an den Ufern verwandelte sich langsam zurück in einen lebendigen Organismus und löste sich in ihrer Gestalt allmählich auf.

Das vor sich hinbrennende Feuer wurde noch eine ganze Weile von bewaffneten Posten bewacht, damit sich niemand an ihm zu schaffen machte, bevor es ganz heruntergebrannt war. Starr und bewegungslos stand nur noch die Gestalt am Fenster des Königspalastes, wie gebannt - einer steinernen Statue gleich,

die ihren toten Blick nicht von einer ganz bestimmten Stelle lösen kann.

Als die Nacht hereinbrach, strichen dunkle Schatten über die Stelle, wo vorher noch die Flammen alles Leben verzehrt hatten. Halb gebückt bewegten sich Gestalten in Mönchskutten gespenstisch über den noch warmen Boden und suchten in der Asche umher. In unregelmäßigen Abständen nahmen sie etwas vom Boden auf und legten es vorsichtig in einen kleinen Beutel, den sie mit sich führten. Das ging eine ganze Weile so, bis Ruhe einkehrte und sich alle gemeinsam in der Asche aufrichteten, einen kleinen Kreis aus sieben Menschen bildend. Einem geheimnisvollen Ritual folgend nahm jeder von ihnen eine Handvoll Asche vom Boden auf und alle gleichzeitig warfen sie diese in die Luft.

Der Wind hatte sich ein wenig gelegt, aber er war noch stark genug, um die warme Asche mit sich zu nehmen und in die Stadt hinaus zu tragen.

Mit der aufkommenden Dunkelheit verzogen sich langsam auch die Wolkenschleier, die den Himmel tagsüber verhüllt hatten.

Unzählige Sterne funkelten zwischen noch vereinzelt ziehenden Wolkenfeldern auf die Asche herab wie die Augen des Himmels und erinnerten daran, dass jedes Leben nur ein winziger Atemzug des Universums ist.

I

Gent, 2. Stunde des 11. April 1934

Unvermittelt blieb er stehen und starrte nach oben. Das konnte nicht sein! War es eine Täuschung gewesen? Oder hatte er gerade tatsächlich einen vorbeihuschenden Lichtschein hinter den Fenstern der großen Kathedrale gesehen? Möglicherweise spielten ihm seine Augen in der Dunkelheit nur einen Streich, oder er hatte das Flackern der kleinen Flamme wahrgenommen, die in der Kirche brannte.

Mitten in der Bewegung gebannt, wartete er. Wartete auf ein erneutes Anzeichen, dass er dort wirklich etwas gesehen hatte. Nichts. Kein Licht, kein Flackern.

Pierre Renard erwachte aus seiner Starre, den Blick immer noch auf das riesige Kirchenfenster geheftet. Schließlich regte er sich und schlich achtsam weiter, dicht an den massigen Mauern der Kathedrale entlang. Er musste sich wieder auf sein eigentliches Vorhaben konzentrieren - die kleine Bäckerei auf der anderen Seite des Platzes. Sie war das Ziel seiner geplanten Dieberei heute Nacht. Daher vermied er es, den großen Platz zwischen Kathedrale und Belfried zu überqueren. Auch wenn Gent um diese Zeit wie eine ausgestorbene Geisterstadt wirkte, so wollte er auf keinen Fall ein Risiko eingehen.

Die Laternen waren verloschen und die beiden drohenden Türme der Kathedrale waren eher zu spüren als zu sehen - so dunkel war diese Nacht.

Perfekt geeignet für einen kleinen Beutezug.

Pierre drückte sich weiter an der Mauer entlang, als er direkt vor ihm unweit der Kirchenmauer die schattenhaften Umrisse einer Limousine zu erkennen glaubte. Ein Auto? Hier in der Nähe der Kathedrale? Er kam kaum dazu, sich zu wundern, denn

plötzlich vernahm er Geräusche von der wenige Schritte entfernten Seitentür.

Konnte das ein Tier sein? Etwa eine Ratte oder eine Katze? Oder gar ein anderer Dieb?

Es war niemand an der Tür zu sehen. Er wagte sich näher heran und war sich nun sicher, dass die Geräusche, die eher metallisch klangen, einen menschlichen Ursprung jenseits der Tür haben mussten.

Aber das machte doch keinen Sinn! Schlosser, die nachts an der Kirchentür arbeiteten?

Er stand jetzt unmittelbar vor der Tür, als er plötzlich ein ihm bekanntes Geräusch hörte: das Einschnappen des Schlosses, wenn die richtige Stellung für die Entriegelung gefunden war. Im nächsten Moment bewegte sich auch schon die dicke Eisenklinke nach unten. Pierre konnte sich gerade noch hinter dem nächsten Mauervorsprung verbergen, als sich die schwere Eichentür Stück für Stück öffnete. Vorsichtig spähte er hinter seinem steinernen Versteck hervor, sah aber nur die ihm zugewandte Tür, welche sich jetzt langsam wieder schloss. Pierre wartete.

Nichts war mehr zu hören. Er reckte den Kopf nach oben, um zu den Kirchenfenstern über ihm hinaufzusehen. Einen winzigen Moment glaubte er wieder einen Lichtschimmer wahrzunehmen. Also hatte er sich doch nicht getäuscht. Er dachte nach. Möglicherweise konnte er hier unbemerkt etwas mitgehen lassen, wenn die Kathedrale schon mal offen war. Sicher ließen sich solch wertvolle Schätze gewinnbringend verkaufen; da reichte vermutlich schon eine Kleinigkeit, die nun denkbar einfach zu bekommen war. Er witterte seine Chance. Das hier war doch viel besser als die Bäckerei gegenüber. Er ging zur Tür und ergriff die eiserne Klinke. Dann hielt er einen Moment lang inne. Auch wenn er viel Erfahrung im Öffnen von Türen hatte, so war diese doch eine ganz besondere Herausforderung. Eine solch schwere Tür machte meist knackende Geräusche, die er unbedingt vermeiden musste.

Er schaffte es, sie nahezu geräuschlos zu öffnen - zumindest so weit, dass er gerade so hindurchgleiten konnte. Er hatte sie fast schon wieder geschlossen, da kam das befürchtete Knacken.

Verdammt! Schnell duckte er sich, um hinter der einen Meter entfernten Schwingtür in Deckung zu gehen. Nur einige Glasscheiben im oberen Bereich der Tür gaben den Blick auf den Eingang frei.

Wieder wartete er.

Scheinbar hatte ihn der Eindringling nicht bemerkt, oder er wartete ebenfalls ab - wie bei einem Katz-und-Maus-Spiel, bei dem der verliert, der sich zu früh in Sicherheit wiegt.

Waren möglicherweise sogar mehrere Diebe am Werk? Die Idee war ihm bisher noch gar nicht gekommen, da er selbst ja immer allein unterwegs war. Nun schien ihm diese Möglichkeit sogar recht wahrscheinlich, da ein Kirchenraub schon ein ganz anderes Kaliber war, als ein paar kleine Läden um ihren Tagesverdienst zu erleichtern.

Ihm war etwas unwohl bei dieser Vorstellung, aber zurück durch die Tür konnte er nun nicht mehr.

Er schob sich halb geduckt durch die Schwingtür und bewegte sich geschmeidig wie eine Katze bis zum nächsten Pfeiler.

Dort blieb er stehen. Die Finsternis hier drinnen war noch undurchdringlicher als das dämmerige Licht draußen und er musste seine Augen erneut daran gewöhnen.

Die bedrohlichen Pfeiler hoben sich so wenig vom Dunkel ab, dass sie wie ein Teil davon wirkten. Nur in der Ferne sah Pierre die kleine rote Kerzenflamme des ewigen Lichts leuchten - als eine Erinnerung an die Allgegenwärtigkeit Gottes. Ob er das Ganze nun beobachtete? Pierre hatte kein wirklich gutes Gefühl bei dem Gedanken, hier etwas mitgehen zu lassen. Zwar war er sich eher unsicher, ob er an die Existenz eines Gottes glauben sollte oder konnte, doch hier in diesem Raum meinte er eine Macht zu spüren, die sein Tun genauestens verfolgte. Oder war dies nur sein schlechtes Gewissen?

Er schloss unwillkürlich die Augen, um besser hören zu können. Vernahm er da ein Flüstern oder war das nur das Rauschen des Kirchenraumes mit seiner geheimnisvollen Akustik?

Da war es wieder! Der leise Klang verband sich durch den Hall mit der Lautlosigkeit und wirkte eher wie eine Unregelmäßigkeit der Stille.

Jetzt sah er sie.

Zwei dunkle Gestalten, die sich rechts vom Hochaltar in einer Seitenkapelle zu schaffen machten. Die Seitenkapellen waren rund um den Altar jenseits eines breiten Ganges nebeneinander angeordnet, so gut kannte Pierre diese Kathedrale zumindest. Die Beiden befanden sich in der St.-Johannes-Kapelle, wo der berühmte Altar der Gebrüder van Eyck aufbewahrt wurde, ein aus vielen Tafeln bestehendes, riesiges Altargemälde. Hinter der geöffneten Chorschranke waren sie schemenhaft durch das verzierte Holzgitter der Kapelle zu erkennen.

Pierre musste näher ran. Er schaffte es unbemerkt bis zum nächsten Pfeiler. Nun konnte er erkennen, dass die beiden Männer am linken Flügel des Altars beschäftigt waren. Viel mehr konnte er von hier aus immer noch nicht sehen. Er konnte mehr erahnen, was die beiden dort taten. Vorsichtig und halb geduckt kroch er weiter bis zum nächsten Pfeiler.

Von hier aus hatte er einen besseren Blick und erkannte, dass der schwere Altarvorhang bis zur Hälfte zurückgeschlagen und der Altar links aufgeklappt war. Einer der Männer stand auf einer Leiter und zog nun eine der gewaltigen Bildtafeln Stück für Stück nach oben, was jedoch ein schwieriges Unterfangen zu sein schien. Der Andere half so gut es ging und drückte mit beiden Händen von unten dagegen. Nach einer Weile hatten sie die schwere Holztafel aus dem Rahmen gewuchtet und setzten sie laut krachend auf dem Boden ab. Der Nachhall erfüllte die gesamte Kathedrale wie ein drohender Donner. Sogar das ewige Licht schien einen Augenblick zu flackern und unruhig seine Mitte wieder zu suchen. Die Männer verharrten eine ganze Weile, bis wieder absolute Stille eingekehrt war. Auch Pierre

wartete bewegungslos. Er musste sich ein besseres Versteck suchen, denn sicher würden sie gleich die Tafel durch die geöffnete Seitentür nach draußen bringen und ihn dabei entdecken.

Langsam erhob er sich aus der Hocke hinter dem schützenden Pfeiler. Dabei glitt unbemerkt sein Werkzeug aus der Tasche. Pierre registrierte es erst, als er den Aufprall auf dem Boden hörte, und erstarrte vor Schreck. Auch wenn das darum gewickelte Tuch das Geräusch stark abschwächte, so reichte es doch, um auf ihn aufmerksam zu machen.

Die Männer hatten das Geräusch gehört und schauten jetzt aufgeschreckt in den Kirchenraum. Pierre duckte sich und reagierte instinktiv.

Er bewegte sich behände und geräuschlos auf allen vieren durch die Bankreihe auf die andere Seite des Kirchenraums. Nervös schaute er sich nach einem Versteck um. Einige Meter entfernt befand sich der Beichtstuhl, aber es schien ihm zu riskant, dorthinein zu fliehen – zu einsichtig, zudem wie eine Falle. Er traute sich kaum, seinen Kopf nach oben zu heben, um den Standort seiner Verfolger auszumachen. Hier musste er jedenfalls schnellstmöglich weg. Zur Kirchentüre würde er es von hier aus auf keinen Fall schaffen. Er musste sich hier in der Kirche ein gutes Versteck suchen. Die anderen Seitenkapellen? Der Weg dorthin war zu riskant – mehrere Meter durch den ungeschützten Kirchenraum. Er lauschte angestrengt. Nichts. Das beunruhigte ihn. Die Männer schienen jedes Geräusch zu vermeiden. Waren sie schon in seiner Nähe? Die einzige Chance schien ihm die nahe gelegene Krypta. Ohne weiter abzuwägen, huschte er zur Treppe, die nach unten führte.

Er war erleichtert, dass das große Eisengitter vor der Krypta geöffnet war, so tastete er sich Stufe um Stufe hinab, noch tiefer in die Dunkelheit eindringend. Hier unten konnte er überhaupt nichts mehr sehen, nicht einmal die eigene Hand, die er tastend ausstreckte.

Unsicher bewegte er sich in diesem absoluten Dunkel weiter, die Hände leicht hin und her bewegend mit gespreizten Fingern, um so das Dunkel besser erfassen zu können.

Er fühlte etwas Kaltes.

Kalten Stein - eine Steinkante in etwa eineinhalb Metern Höhe. Vermutlich ein Sarkophag.

Er tastete sich an der Kante entlang und tappte vorwärts, bis er auf einen weiteren Sarkophag stieß. Sich an diesem weiterhangelnd, entdeckte er an dessen Stirnseite eine schmale Lücke zur Wand. Pierre fragte sich, ob er wohl hineinpassen würde und ob dies ein brauchbares Versteck sein könnte.

Möglichst geräuschlos zwängte er seinen Körper Stück für Stück hinter den Sarkophag, die Hände auf dem Boden abgestützt, als er unvermittelt in etwas Weiches griff. Instinktiv zog er seine Hand zurück. Er begann zu zittern, die Kälte des Bodens hatte schon seinen Körper umfasst. Da vernahm er mit einem Mal Schritte - fast lautlos, nur durch das dezente Knirschen des Schmutzes auf dem Boden zu hören.

Pierre wagte kaum zu atmen. Er lauschte angestrengt.

Die Schritte hatten aufgehört. Nicht das leiseste Geräusch.

Er wartete eine ganze Weile, versuchte seinen Atem unhörbar zu machen.

Da flackerte plötzlich der schwache Lichtschein einer Gaslampe auf. Er konnte unmittelbar neben seinem Kopf eine tote Ratte erkennen. Sie also hatte er eben ertastet. Er schluckte seinen Ekel hinunter. Nur keine Panik jetzt, versuchte er sich einzureden.

Die Männer, die hier einen Kirchenraub in großem Stil durchführten, verstanden sicher keinen Spaß mit Gelegenheitsdieben wie ihm und waren bestimmt nicht zimperlich mit lästigen Augenzeugen. Hatte er sich vor ein paar Minuten noch die Chance erträumt, hier etwas Wertvolles mitgehen zu lassen, so verfluchte er nun den Moment, als er die Kirche betreten hatte.

Er versuchte seinen Atem wieder stärker zu kontrollieren, um sich durch keinerlei Geräusch zu verraten. Er bemühte sich, die aufsteigende Panik in der zwängenden Enge des Steins im Griff zu behalten. Er musste jetzt ganz ruhig bleiben.

Doch nun hatte er schlagartig das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Ihm war, als ob er kaum noch Sauerstoff bekäme, wie in einem Rauchswall. Aber er konnte im Schimmer der Lampe keinen Rauch erkennen. Dennoch glaubte er ihn förmlich zu riechen, atmete schneller, spürte ein Kratzen auf den Stimmbändern und in der Lunge. Er durfte jetzt nicht husten. Immer wieder schluckte er, um seinen Rachen zu befeuchten. Ihm wurde heiß. War ein Feuer ausgebrochen? Er konnte keine Flammen entdecken – nicht einmal die Andeutung eines Flackerns. Und dennoch wurde ihm heißer und heißer. Bildete er sich das nur ein? Der Schweiß lief Pierre das Gesicht herunter, sein Atem wurde immer schneller. Er begann zu röcheln, bekam kaum noch Luft. Der Rauch war überall um ihn herum, die Hitze unerträglich. Er hatte das Gefühl, innerlich zu verbrennen. Wie durch einen Schleier vernahm er jetzt wieder die Schritte. Auch der Lichtschein schien heller und heller zu werden. War es doch das Feuer?

Pierre spürte die unmittelbare Nähe des Mannes. Er musste direkt vor dem Sarkophag stehengeblieben sein. Doch das nahm er nur noch wie durch einen Filter wahr. Die Hitze war nicht mehr zu ertragen. Er fühlte sich, als ob er bei lebendigem Leib verbrannte und wollte schreien. Doch er bekam keine Luft. Er spürte, dass er erstickte.

Ihm war, als entferne er sich langsam, als nehme er das alles nicht mehr wahr, als befreie er sich von seinem Körper und dem unsäglichen Schmerz.

Köln, Gegenwart

Daniel dachte an das Feuer. Während ihm die Kälte zunehmend die Beine nach oben kroch, wärmte dieser Gedanke ihn wenigstens für einige Momente. Vermutlich würde er Holz von unten holen müssen, denn er hatte den Kamin eine ganze Weile nicht benutzt. Doch er genoss die wohlige Wärme in seiner Altbauwohnung jedes Mal sehr. Schon von weitem erkannte er die Fenster seiner Wohnung in dem alten Haus mit der Jugendstilfassade zwischen den Blättern hindurch, durch das Gewirr der Äste halb verborgen. Er mochte diese Straße mit ihren prachtvollen Bauten - jedes Haus für sich ganz individuell und doch insgesamt wie eine harmonische Einheit wirkend. Im Sommer sorgten die Boule-Spieler unter den schattigen Bäumen auf dem Mittelstreifen für einen Hauch südfranzösischer Atmosphäre in der mittlerweile sehr hektisch gewordenen Großstadt.

Daniel beschleunigte seinen Schritt, ohne es selbst zu merken, denn er spürte die Kälte schon von überall in den Körper eindringen. Hinter den Häusern drohte eine riesige schwarze Wolkenfront mit einem bevorstehenden Unwetter und sorgte für ein apokalyptisches Licht. Für einen winzigen Moment leuchtete die Sonne auf und warfen die Dächer einen tiefstehenden Schatten, wie eine unpassende Schablone, auf die gegenüberliegende Häuserfront, bevor alles wieder im düsteren Grau versank. Es war einfach unglaublich kalt und ungemütlich für Anfang April. Der Gedanke an seine Wohnung und den Kamin trieb ihn weiter. Daniel fühlte sich müde und abgeschlagen. Er dachte an Juri, während er die schwere Haustür aufschloss. Sie ließ sich nur unwillig und mit einem schabenden Geräusch öffnen. Ein paar Zeitungen hatten sich unter ihr verklemmt. Er schob sie mit dem Fuß beiseite und hielt einen Moment im Treppenhaus inne, als er die Tür ins Schloss gleiten ließ. Die Ruhe dieses alten Gemäuers wirkte gleichzeitig beruhigend und

bedrohlich auf ihn. Abgeschirmt von der hektischen Stadt auf der anderen Seite der Tür fragte er sich, was wohl alles gerade dort draußen passierte - genau in diesem Moment. Er fühlte sich allein in dem großen Haus und auf eine unbestimmte Art plötzlich fremd in der doch so vertrauten Umgebung. Dann war Juri vermutlich noch nicht zuhause. Eigentlich war er froh darüber, denn so konnte er sich noch ein wenig ausruhen, bevor sie sich treffen würden. Sie hatten sich für diesen Abend verabredet, nachdem Juri gestern aufgeregt vor Daniels Tür gestanden hatte. Irgendetwas schien ihn sehr beunruhigt zu haben, doch gestern konnte Daniel nichts weiter aus ihm herausbekommen.

Aber die Gedanken daran hatten ihn den ganzen Tag begleitet und ihm keine Ruhe gelassen - so auch jetzt wieder.

Juri war es gewesen, der ihm damals diese Wohnung vermittelt hatte, etwa ein Jahr nachdem sie sich bei einer Recherche im Archiv kennengelernt hatten. Er überlegte. Zwei Jahre musste es nun her sein, dass er in die Wohnung direkt gegenüber von Juri eingezogen war. Und er hatte sich hier auf Anhieb wohl gefühlt. Die Zeit kam ihm wesentlich länger vor als zwei Jahre.

Stufe für Stufe stieg Daniel die steile und ungleichmäßige Treppe zu den Kellerräumen hinunter, knipste das Licht an und öffnete den wackligen Verschlag, in dem das Holz lagerte. Er war nicht gern hier, zwischen dem ganzen Ungeziefer und den Spinnweben, auch wenn das irgendwie zu einem alten Haus gehörte.

Daher beeilte er sich, die Holzscheite schnell in die nebenstehende Kiste zu werfen, als er mit einem Mal glaubte, durch das Rumpeln der Holzscheite hindurch noch ein weiteres lautes Krachen zu hören. So als ob etwas sehr Schweres viel weiter oben im Haus auf den Boden gefallen wäre.

Augenblicklich hielt er inne und schaute instinktiv nach oben an die tief hängende Decke des Kellers - wie ein Reflex, um die Richtung zu orten, aus der das Geräusch gekommen sein

musste. Einige Sekunden lang lauschte er wie eingefroren. Aber um ihn herum war nur die drückende Stille des Gemäuers, die man fast schon hören konnte.

Dann setzte der Regen ein. Erst waren es nur ein paar dicke, hämmernde Tropfen, doch schnell verdichteten sie sich zu einem lauten Rauschen, das von überall her das Haus zu umgeben schien und hier unten durch die Kellerschächte in seiner Vehemenz noch verstärkt wurde.

Mit jeder Stufe nach oben und jedem Stockwerk änderte sich der Klang des Regens, während Daniel den schweren Korb in Richtung seiner Wohnung beförderte. Wenn auch nicht mehr so bedrohlich, so spürte er dennoch die Kraft der Natur. Im zweiten Stock angekommen, stellte er den Korb erleichtert ab und griff mit der schmerzenden Hand in die Tasche seines Jacketts.

Hier fand er statt des erwarteten Schlüssels aber nur den dunkel schimmernden Stein, den er immer bei sich trug. Er steckte ihn zurück und schaute sich im Treppenhaus um.

Irgendetwas stimmte hier nicht. Etwas war anders als sonst. Er ließ den Blick wandern, aber Daniel konnte nicht sagen, was es war. Er hatte einfach ein komisches Gefühl. Gegenüber lag Juris Wohnung ruhig und friedlich da, als warte sie geduldig auf ihren Bewohner. Sich mit einem leichten Kopfschütteln abwendend, fiel sein Blick auf die gesuchten Schlüssel, die sich auf dem Brennholz ausfächerten.

Er betrat seine Wohnung, stellte den schweren Korb neben dem Kamin ab, warf schnell ein paar Holzscheite auf die alte Asche und entzündete das Feuer. Nachdem er Jacke und Schuhe einfach im Zimmer abgestreift und liegen gelassen hatte, ließ er sich aufs Sofa fallen und nestelte nach der Fernbedienung, die ihn im Rücken störte.

Er drückte auf die Playtaste, ohne zu wissen, welche Musik ihn nun erwartete. Direkt am ersten Ton erkannte er das Stück. Ein sphärischer Klang - nicht von dieser Welt. Das Lohengrin-Vorspiel hatte immer eine unglaublich beruhigende Wirkung auf

ihn und war im Augenblick genau das Richtige, um seine Gedanken auszuschalten. Er fragte sich, wie ein Mensch, wie Wagner es gewesen zu sein schien, eine solch überirdische Musik schreiben konnte. Oder war es gerade dieses Spannungsverhältnis zur Welt und zur Realität, das das Geheimnis einer solchen Kreativität ausmachte?

Daniel musste eine ganze Weile geschlafen haben, denn plötzlich erwachte er wie von einem dumpfen Geräusch. War es durch die Musik verursacht, die mittlerweile viele Tracks weiter gelaufen war und sich gerade mitten in einer sehr dramatischen Passage befand? Hatte er etwas Lautes geträumt? Ging das überhaupt? Konnte man Lautstärke träumen? Er hatte doch eher das Gefühl, dass es ein Geräusch im Haus gewesen war, das ihn aufgeweckt hatte.

Daniel setzte sich auf, um erst einmal wieder zur Besinnung zu kommen, dann ging er zur Wohnungstür und schaute hinaus ins Treppenhaus. Sofort hatte er wieder dieses befremdliche Gefühl. Er lauschte und wartete einen weiteren langen Moment, doch alles war ruhig. Er trat zurück in seine Wohnung und schloss die Tür hinter sich. Dann räumte er einige Sachen weg, um sich abzulenken, doch seine innere Unruhe blieb. Daniel hatte in seinem Leben mit der Zeit gelernt, dass er seinem Gefühl meist trauen konnte, aber diesmal war es sehr undifferenziert. Er beschloss, bei Juri an der Tür zu klopfen - vielleicht war er ja doch schon zu Hause. Langsamer als gewöhnlich bewegte er sich zur gegenüberliegenden Wohnungstür - fast wie ein Fremder im eigenen Haus.

Vor Juris Tür wartete er einen Augenblick mit erhobener Faust, bevor er einige Male klopfte. Etwas zu forsch, wie er sofort bemerkte, als die Scheiben in den Einfassungen schepperten. Er erschrak. Die Tür hatte sich einige Zentimeter bewegt und stand nun einen Spaltbreit offen. Juri hatte dieses Problem schon öfter gehabt, das wusste er. Manches Mal hatten sie darüber gewitzelt, dass jedermann in seine Wohnung kommen könnte, wenn man vergaß, die verzogene Tür fest zuzuziehen.

Dennoch hatte er das Gefühl, dass es diesmal kein Zufall war. Vorsichtig schob er die Tür mit ausgestreckten Fingern auf, so dass sich der Blick in Juris Wohnung wie ein Vorhang langsam vor ihm öffnete. Das, was er da sah, verschlug ihm den Atem: Gegenstände und Jacken lagen überall verstreut auf dem Boden. Die Garderobe hing halb abgerissen von der Wand herunter, Schubladen aus der Kommode waren herausgerissen und deren Inhalt weit über den Boden verstreut, dazwischen lagen Glassplitter, Scherben und andere zerbrochene Gegenstände. Bei Gott, was war hier passiert? Daniel stand wie erstarrt und wagte kaum, weiterzugehen. Er versuchte, klar zu denken und einen kühlen Kopf zu bewahren. Normalerweise gelang ihm das gut, aber in extremen Stresssituationen versagte dieser Mechanismus und er reagierte nur noch instinktiv.

Die Wohnungstür war unversehrt gewesen - zumindest dem äußeren Anschein nach. Waren die Einbrecher noch in der Wohnung? Er überlegte, ob es besser sei, direkt zurückzugehen und die Polizei zu alarmieren, aber seine Intuition trieb ihn, weiterzugehen - vorsichtig über das verstreute Chaos im Flur watend. Er hörte das Rauschen seines Blutes in den Ohren und spähte in die Küche. Auch hier, wie er schon erwartet hatte, ein Bild des Terrors - allerdings noch dramatischer als im Flur. Er näherte sich zögernd dem Wohnzimmer. So behutsam, dass sich sein Blickfeld durch die breite Tür nur ganz allmählich erweiterte. Eine furchtbare Ahnung legte sich wie ein Ring um seinen Magen und er hatte das Gefühl, nicht weitergehen zu können. Doch automatisch schaute er um die Ecke. Sein Denken setzte aus.

Er starrte wie unter Schock auf den toten Körper Juris. Daniels Blut pochte bis unter die Schädeldecke. Mitten im Zimmer lag der Körper merkwürdig verkrümmt und verdreht auf dem Rücken, den Hals bis zum rechten Arm voller Blut, der linke Arm unter seinem Körper. Sein Kopf war nach oben in Richtung Tür gedreht, weit geöffnet und starr schienen die glasigen Augen Daniel direkt anzustarren - wie um Hilfe

rufend. Rote Ringe befanden sich um seinen Hals, die von der locker darüberliegenden Nylonschnur zu stammen schienen. Auf der blassen und blutleeren Haut traten diese umso deutlicher hervor.

Daniel konnte sich von dem entsetzlichen Anblick seines Freundes kaum losreißen - Panik lähmte seinen Körper. Er stand wie versteinert in einem Moment der Zeitlosigkeit - außerstande, etwas zu unternehmen.

Dann plötzlich fuhr er wie vom Blitz getroffen herum und stolperte über die herumliegenden Sachen zurück in seine Wohnung auf das Telefon zu.

Gent, 9. Stunde des 11. April 1934

Wie jeden Morgen wandelte Bruder Quentin mit kleinen Schritten über einen unsichtbaren Pfad im Inneren der Kathedrale - von der Sakristei in einem leichten Bogen zum Altar. Dort ging er wie jeden Tag um diese Zeit in die Knie, senkte den Kopf und bekreuzigte sich. Auch wenn seine Knie ihm diese Demutsbezeugung immer schwerer machten, so war der sechzigjährige dennoch voller Energie und Gesundheit. Aber noch bevor er an der Seitentüre angekommen war, bemerkte er, dass heute etwas anders war. Seine beherzten Schritte wurden langsamer und er blieb vor der Schwingtür stehen. Aufmerksam betrachtete er die schweren Holztüren durch das Glas. Die Riegel! Sie waren beiseite geschoben. Drei schwere Eisenbalken verschlossen die Tür normalerweise von innen zusätzlich, so dass ein Hereinkommen in diese Festung Gottes nahezu unmöglich war. Täglich bereitete ihm die Öffnung dieser Barrikaden mehr Schwierigkeiten und oft verfluchte er die kaum zu bewegenden Riegel. Doch fühlte er heute keine Spur der Erleichterung über die Tatsache, dass diese Arbeit ihm diesmal abgenommen worden war. Er schritt durch die Schwingtür und sah, dass die Holztür nur angelehnt war. Einen kurzen Moment überlegte er. Doch, er war sich sicher, dass er gestern Abend abgeschlossen hatte. Nervös ging er in das Hauptschiff der Kirche zurück. Waren Diebe am Werk gewesen? Waren diese womöglich noch hier? Unwahrscheinlich. Dennoch beschleunigte er seinen ungleichmäßigen Schritt und schaute sich links und rechts in der Kirche um. Alles schien an seinem angestammten Platz zu sein. Zielstrebig steuerte er auf die Seitenkapelle zu, in der das „Lamm Gottes“, der atemberaubende Altar, stand. Die Treppen riefen ihm wieder seine schmerzenden Knie ins Bewusstsein und verlangsamten sein Tempo merklich. Doch er sah, dass die Chorschranke zur Seitenkapelle geschlossen war. Ein gutes Zeichen.

Vorsichtig öffnete er die kleine Holzpforte und war beruhigt, den schwarzen Vorhang vor dem Altar geschlossen zu sehen. Sicherheitshalber schlug er ihn zurück und starrte in ein riesiges Loch auf der linken Seite.

Die Tafel der ‚Gerechten Richter war nicht mehr an ihrem Platz. Dann musste auch die Johannestafel verschwunden sein, die sich auf der Rückseite dieses Kunstwerks befand.

„Gott, Sakrament“, stieß er fassungslos hervor und blickte entgeistert in die klaffende Lücke. Dann ließ er alles stehen und liegen und eilte panisch in die Sakristei, um den Bischof und die Polizei zu benachrichtigen.

Keine halbe Stunde später waren sie da. Die Kathedrale wimmelte von ratlosen, nach Antworten suchenden Männern in Mänteln und Anzügen.

Kommissar Fournier stand versunken vor der Seitentüre der Kathedrale, die nach draußen auf den Platz führte. Noch ganz in Gedanken schreckte er erst hoch, als Lumet neben ihn trat und auf die anderen Eingänge deutete.

„Nichts, Kommissar. Die anderen Türen sind ebenfalls unversehrt. Keinerlei Spuren!“

„Und von außen?“

„Nichts. Weder von innen noch von außen. Nicht der kleinste Kratzer.“

„Das Hauptportal?“

„Noch unwahrscheinlicher. Die schweren Riegel blockieren die Türen. Keine Spuren eines Einbruchs.“

Fournier schüttelte mit angedeuteten Bewegungen den Kopf. Kein Einbruch, kein Ausbruch. War hier überhaupt etwas passiert?

Natürlich hatte er das gähnende Loch in dem linken Flügel des Altars gesehen. Doch wo waren die Diebe? Wie waren sie herein- und wieder hinausgekommen?

Es war ja fast, als hätten sie einen Schlüssel gehabt.

Die Riegel ließen sich keinesfalls von außen öffnen. Die Diebe mussten also auf einem anderen Weg ins Innere gekommen sein. Oder waren schon vorher in der Kirche gewesen.

Aber wie hatten sie die Tür öffnen können?

So viele Fragen schossen dem Kommissar durch den Kopf. Dann drehte er sich zu dem Kirchendiener, der leicht gebeugt neben dem Weihwasserbecken ein paar Meter entfernt stand:

„Bruder Quentin?“

Obwohl dieser einen sehr rüstigen Eindruck machte, schien sein Gehör doch unter dem Alter zu leiden.

„Bruder Quentin, eine Frage noch...“

Der schwächliche Mann drehte sich mit freundlichem Gesicht zu ihm um.

„Aber natürlich!“

Mit einem leicht rheumatischen Gang kam er dabei auf Fournier und Lumet zu.

Der Kommissar deutete auf die Tür. „Wer besitzt denn überhaupt einen Schlüssel für die Kathedrale?“

Mit großen, offenen Augen schaute ihn Bruder Quentin an.

„Nun, nur der Monsignore selbst und ich natürlich.“

„Und diese Schlüssel - tragen sie die immer bei sich?“

„Normalerweise schon. Bis auf nachts eben. Da hängen sie dann bei mir in meiner Dienstwohnung. Drüben im Kirchenanbau.“

„Ist Ihnen heute Nacht etwas aufgefallen? Geräusche? Ist in ihre Wohnung eingedrungen worden?“

Bruder Quentins Augen wurden noch größer. „Nein. Das hätte ich sicher bemerkt.“ Er schüttelte nachdrücklich den Kopf.

Lumet kam von hinten auf den Kommissar zugestürmt, zwei Personen hinter sich, die sein vorgelegtes Tempo nicht halten konnten. Einer davon war ein etwas ungepflegt aussehender Mann, der beim Gehen von dem anderen Mann, einem Polizisten, gestützt wurde.

Der Kommissar erkannte ihn sofort.

„Renard! Was für ein Zufall“, begrüßte er den sichtlich mitgenommenen Mann wie einen alten Bekannten. „Oder vielleicht kein Zufall? Haben Sie etwas mit der Sache hier zu tun?“ Dabei fuchtelte er mit dem Finger kreisend in der Luft herum. „Wir haben ihn hinter der Kirche gefunden, unten am Kanal in einer Nische. Dort lag er wie bewusstlos“, mischte sich Lumet erklärend ein.

Renard wirkte wie sediert. Er rang um Worte.

„Nein, nein. Was meinen Sie denn, Monsieur Kommissar?“ Er schaute sich hilflos in der Kirche um. „Ich hatte einen Schwächeanfall. Mein Kreislauf..“

„Renard, Renard..“, seufzte der Kommissar gespielt. „Da müssen Sie mir schon etwas Glaubwürdigeres auftischen, um Ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Waren Sie auf Beutezug in der Nacht? Vielleicht hier in der Kirche? Oder in der Gegend? Haben Sie etwas beobachtet?“

Renard druckste herum, offensichtlich im Bemühen, die richtigen Worte zu finden.

„Also,... ein Wagen... einen Wagen habe ich gesehen. Hier draußen vor der Kirche.“

Er deutete auf den Beichtstuhl der Kirche und suchte nach weiteren Erklärungen.

„Und? Weiter?“ Der Kommissar wurde eindringlicher in seinem Tonfall.

„Es waren... zwei Männer. Sie trugen etwas Großes ins Auto.“ Um Zeit zum weiteren Überlegen zu haben, deutete er mit den Händen über seinem Kopf die Größe der Beute an, sich dabei mehrfach selbst korrigierend.

„In einem Tuch. Einem schwarzen Tuch.“ Langsam fand er die Fassung wieder und die richtigen Worte. „Sie hatten Schwierigkeiten, das Teil hineinzubekommen. Es passte nicht so richtig in das Auto. Mann, sie haben ganz schön geflucht. Aber nach ein paar Versuchen haben sie´s hinbekommen... Dann sind sie weggefahren.“ Schulterzuckend schaute er den Kommissar an. „Und das Auto? Was war es für ein Fabrikat?“, fragte dieser.

„Ford, glaube ich. Bin nicht so ein Autokenner. Hab ja selbst keins. Schwarz oder dunkelblau. Eher schwarz glaub ich... Ja.“

„Das Kennzeichen? Sicher haben Sie es sich doch bei einer so merkwürdigen Aktion gemerkt?“

Renard schüttelte den Kopf.

„Es war einfach höllisch dunkel in der Nacht. Tut mir leid, Kommissar. Ich würd ihnen ja gern noch mehr helfen.“

Fournier war sich nicht sicher über den letzten Satz. Er würde Renard mit ins Revier nehmen und dort versuchen noch mehr aus ihm herauszubekommen.

Er wusste wirklich nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte.

Eine solche Diebesbeute wäre überhaupt nicht zu verkaufen auf dem Schwarzmarkt. Keine Chance. Warum ausgerechnet diese Altartafeln?

Sicher - wertvoll waren sie schon, sogar von unschätzbarem Wert. Aber gerade wegen ihrer Bekanntheit kaum in Geld umzusetzen.

Irgendetwas stimmte hinten und vorne nicht an der ganzen Geschichte.